

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

St. 218.

Donnerstag, den 18. September 1902.

17. Jahrgang.



Das Theater und die Mode. Daß das Theater die Mode stark beeinflusst, ist schon oft beobachtet worden, und die Einwirkung der Theater, die von den „Stars“ der Bühne getragen werden, auf die Modegeschöpfungen läßt sich immer von neuem feststellen. Oft sind es aber gerade die absonderlichen Einfälle von Beherrschern der Bühnenwelt, die beim Publikum Furore machen. Vor 50 Jahren war die ganze zivilisierte Welt mit goldgelben und bernsteinfarbenen Seidenstoffen überschwemmt. Diese Mode hatte eine merkwürdige Ursache. Die Kaiserin, damals die berühmteste Schauspielerin der Welt, sah eines Tages, als sie einen Wohlthätigkeitsbazar besuchte, ein Stück alte bernsteinfarbene Seide. Sie kaufte es und ließ sich ein Kleid daraus machen und trug es als „Böden“. Da der warme Farbenton in der Toilette vorzüglich zu ihrer gelblichen Gesichtsfarbe paßte, erregte sie Aufsehen, und jede Dame mit dunklem Teint wollte nun auch ein gelbes Kleid haben. In der folgenden Zeit war eine solche Nachfrage nach dieser gelben Farbe, daß davon nach drei Wochen kein Stück mehr für Geld in Paris zu haben war, und die Webstühle arbeiteten Tag und Nacht, um die Nachfrage zu decken. Diese Vorliebe für gelb dauerte ganze zwei Saisons, was gewiß sehr selten vorkommt. Daß die Schauspieler den Einfluß der Bühne in dieser Beziehung sehr wohl kennen und ihn auch gelegentlich auszunutzen suchen, beweist folgendes Geschichtchen. Vor mehr als einem Jahrhundert war die Putzmode der jetzigen faden Hüten so entgegengesetzt, daß der Schauspieler Garrick die aufgeführten Hüten von Blumen, Früchten und Federn dadurch lächerlich zu machen suchte, daß er eines Tages in weiblicher Kleidung auf der Bühne erschien und einen Kopfschmerz auszuwahren trug. Lautes Gelächter begrüßte ihn; aber leider wird nicht berichtet, ob er damit die Größe der Hüte verminderte. Von denen, die die vor einigen Jahren so beliebten grünen Glacéhandschuhe trugen, werden nur wenige wissen, daß Josef Jefferson sie auftrug. Er trug diese unheimlichen Handschuhe in den „Rebenzüglern“ und erzielte damit eine große Wirkung, wenn er einen Finger nach dem anderen abgab, um gewisse Worte zu betonen. Diesen neuen Trick führte er jedoch erst ein, nachdem das Stück schon hundertmal gespielt worden war. Sarah Bernhardt ist natürlich auch für eine ganze Anzahl Moden verantwortlich, besonders für das im vorigen Winter so beliebte „Niglon“-Jacket. Sie trug dieses Niglon-Jacket aus reichem Pelz, als sie in Newyork in dem „Kontinentalen“ Stück auftrat; Londoner fashionable Schneider meinen, daß es das engangstlichste Pelzjacket bald ganz verdrängen wird. Durch den „Niglon“ ist noch eine andere Mode entstanden, deren Urheberin Miß Maude Adams ist. Ein hoher, enganschließender Chingislarfagen, den sie in dem Stück trug, fand so viel Beifall, daß er in dieser Saison überall getragen wird. Miß Marie Tamest trug in „English Nell“ einen Out, der für die Damen der Gesellschaft seit zwei Jahren vorbildlich wurde. Wenn sie auch nicht die Hüte ganz so breit tragen — die flache Krempe aus gelbem Stroh mag von einer Seite zur anderen 30 Zoll — so bieten sie doch einen vorzüglichen Schutz gegen die Sonne. Ein Gegenstand in den Niglon-Jackets sind die William-Jackets, die Miß William Russell, vor zehn Jahren eine berühmte Bühnenschönheit, einführte. Diese Bolero-Jackets waren ganz mit Juwelen, wie Amethysten, Zett, Jasps und Karneolen besetzt. Als Grund diente grobe Creme-velvet, und die Juwelen betrugten wenigstens 3200 M. Diese William-Jackets, die Worth zuerst anfertigte waren besonders in Paris und Newyork sehr beliebt.

Am Altar erkrankt. Ein tragisches Ende nahm die feierliche Einweihung des Anstaltsgeistlichen am 1. Krankenstift in Jwidau (Sachsen). Nachdem Konfessorialrath Dr. Klemm aus Dresden über den Text: „Ich bin krank geworden, und ihr habt mich besucht usw.“ gepredigt hatte, fiel der Anstaltsgeistliche nieder und Dr. Klemm wollte eben mit ausgebreiteten Armen den Segen über ihn sprechen, als er (Dr. Klemm) plötzlich vom Schlag getroffen, die Stufen des Altars hinunterfiel. Seine linke Seite war ihm vollständig gelähmt. Jähle Bestürzung bemächtigte sich der sehr zahlreich zum Einweihungsacte erschienenen, der unter diesen Umständen natürlich nicht zu Ende geführt werden konnte.

Die Karte im Aermel. In den glücklichsten Spielern im Petersburger Abelsklub gehörte Graf A. An einem Abend, wo er gerade wieder 30.000 Rubel am Kartentisch gewonnen hatte, machten die beiden Mitglieder des Clubauschusses Schramtschenko und Tischenko die Wahrnehmung, daß ihm eine Karte im Aermel stecke. Darauf wurde ein Protokoll aufgenommen und sämtlichen Clubs der Residenz zur Kenntniß gebracht. Dies hatte natürlich zur Folge, daß die Thüren aller Clubs sich vor dem glücklichen Spieler sofort hermetisch verschlossen. Graf A. verklagte nun die Herren Schramtschenko und Tischenko wegen Verleumdung, wurde jedoch mit seiner Klage in allen Instanzen abgewiesen, nachdem durch Zeugen erwiesen worden, daß er tatsächlich an jenem Abend eine Karte im Aermel gehabt hat.

Der Grafschaftsrichter von Brentford. Ein sonderbarer Herr scheint der in Brentford (England) amtierende Grafschaftsrichter zu sein. In diesem Orte ereignete sich kürzlich im Gerichtssaal folgende Scene, die Aufsehen machte. Während der Verhandlung sprach sich ein Rechtsanwalt von auswärt, indem er sich erhob, vorher die Amtstracht angelegt zu haben, zu dem dem Gerichtshof vorliegenden Falle aus. Der Richter startete den Rechtsanwalt einige Augenblicke schweigend an, dann fragte er: „Wer sind Sie?“ „Ich bin Rechtsanwalt“, antwortete der Ge- richtshof in der Ueberrasschung. „Die nächste Sache; diese wird aufgehoben“, bemerkte der Richter. Der Rechtsanwalt war einige Augenblicke starr und beehrte dann zu wissen, was das zu bedeuten habe. Der Richter forderte ihn nun auf, die Thätigkeit des

Gerichts nicht zu unterbrechen. Inzwischen hatte man dem Rechtsanwalt von anderer Seite klargemacht, daß der Richter niemals einen Anwalt zulasse, wenn er nicht in voller Amtstracht erscheine. Daraufhin machte der Anwalt die Bemerkung: „Das ist sehr hart.“ Der anscheinend recht feinhörige Richter war sofort wieder bei der Hand: „Was sagen Sie! Ich möchte Ihnen raten, vorsichtig zu sein; ich kann Sie ins Gefängniß schicken.“ Der Anwalt erhob sich und verließ den Saal mit der Bemerkung: „Das möchte ich mal sehen.“ Der Richter rief sofort mit der ausgestreckten Hand dem wachhabenden Polizisten zu: „Verhaften Sie den Mann!“ Sofort gehorchten zwei Beamte dem Befehl, und in wenigen Augenblicken war der Anwalt, der inzwischen den Saal verlassen hatte, zurückgebracht. „Thun Sie ihm nichts, sondern bringen Sie ihn zu einem Zimmer, wo er sich die Sache überlegen kann“, sagte der Richter. Als die Beamten mit dem Anwalt abzogen, glaubte dieser wieder sagen zu müssen: „Ich bin ein guter Unterthan und Anwalt, ich kannte den Ufuf bei diesem Gericht nicht.“ „Was war das?“ ließ sich der Richter wieder vernehmen. Der Rechtsanwalt wiederholte seine Bemerkung, worauf der Richter ihm antwortete: „Der Ufuf ist sehr leicht zu lernen, und Sie hätten es thun sollen.“ Und mit Nachdruck fügte er hinzu: „So lange ich hier bin, soll jeder vom ersten Juristen bis zum letzten Schreiber Ordnung halten.“ Der Anwalt wollte sich mit der Bemerkung: „Ich bedauere sehr verabschieden, war jedoch mit dem Richter noch nicht fertig. Dieser begreifelte den Ernst seiner Entschuldigung und meinte, es sei deshalb vielleicht besser, wenn er noch ein wenig länger Gelegenheit erhielte, in der Einsamkeit über die Sache nachzudenken, worauf der Anwalt, wahrscheinlich um der Sache ein Ende zu machen, formell um Entschuldigung bat. Noch nicht befriedigt, ließ der Richter den unglücklichen Anwalt die Entschuldigung wiederholen, und dann entließ er ihn mit den Worten: „Sie können den Saal jetzt still verlassen.“ Die übrigen im Saal anwesenden Juristen waren der Ansicht, daß der Anwalt durch seine unvorsichtige Nebenbemerkung sich die Sache verdorben habe, andernfalls würde der Gerichtshof wahrscheinlich für ihn eingetreten sein, da es höchst ungewöhnlich sei, daß Anwälte an unbedeutenden Gerichtshöfen in Amtstracht erscheinen.



Wiesbaden, 17. September.

Herbstes-Stimmungen.

Die Bitterung der letzten Tage war eine recht herbstlich kühle; der ruhige Aufenthalt im Zimmer wurde einem schon recht winterlich, man fröstelte in unbegabigtem, gänsehautüberlaufenden Gefühl, und hatte das Dienstmädchen nicht allzu viel zu thun, dann mußte es auf Anordnung seiner Herrschaft wohl oder übel „Feuer anmachen“. Diese Wetterverhältnisse thun uns unmerklich kund, daß der Vorboten des Winters, der rauhe Gelelle Herbst, nun mit seinem Einzuge vollen Ernst macht. Zwar ist die „offizielle“ nahe Sommergrenze des 21. September noch nicht überschritten, aber St. Petrus nimmt es bekanntlich mit den Festsetzungen des Kalendernannes nicht genau, er kümmert sich nur „so ungefähr“ darum. Ein düster graues Nebelkleid überdeckt bereits häufiger das Himmelsgewölbe und auch die Allschöpfung Sonne vermag mit Hilfe ihrer wohlthunenden Strahlengaben nicht mehr den reichen sommerlichen Segensfluß auf die Vegetation auszuüben. Ueberall in der Natur können wir denn auch ein Hinwinken und Absterben unterkennbar wahrnehmen, auf den Blüten und in den Wäldern. Der Blumentepich der Wälder ist allerdings noch nicht vollständig verwunden, aber es wird nicht mehr lange währen, bis wir wieder über ein ödes, steppenartiges Heidefeld unsere Wege schneifen lassen. Götting Flora ist zur Zeit noch einmal in ihrem herbstlichen Ausdünstungsreife thätig, um sich nach einigen Wochen ganz der Wintertrube hinzugeben; herbstliche Blumen, Georginen und Asters u. A. m. beginnen nun ihre Kelche zu entfalten, ebenso blüht bereits die Herbstzeitlose auf unseren Auen, welche zugleich ein glaubwürdiger Herold des Herbstes ist und auch das Blumenleben in seiner Gesamtheit abschließt. Herbstliche Erscheinungen zeigen auch die Waldungen. Ein gelblich-rother Farbenton macht sich allenthalben geltend und legt sichtbares Zeugniß davon ab, daß das üppige sommerliche Treiben in den letzten Tagen liegt.

*** Können Vertreter verschiedener Stenographiesysteme gemeinschaftlich üben?** Bei den gemeinschaftlichen Diktationsübungen handelt es sich um Personen, welche bereits systematisch schreiben können. Systemfragen werden dabei nicht in Erwägung gezogen, höchstens handelt es sich um Kürzungs- und Kürzungs-vorteile. In verschiedenen Städten Berlin, Potsdam usw. finden derartige Übungen statt. Auch in der hiesigen Stenographieschule haben seither Vertreter verschiedener Systeme gemeinschaftlich geübt. Es wird in aufsteigender Geschwindigkeit diktirt und das Stenogramm nach Zeitabschnitten von 5–10 Min. (zuweilen werden kleinere Vorträge nachgeschrieben) abwechselnd gelesen. Die einzelnen Teilnehmer sind sich in der Regel fremd und weiß daher der eine nicht, welches System der andere beherrscht. Personen, welche keinem Vereine angehören, oder solche, die außer den Vereinsübungen noch arbeiten wollen zwecks weiterer Ausbildung bezw. Erhaltung der angeeigneten Fertigkeit, können sich den Übungsgruppen in der Stenographieschule anschließen.

Litteratur.

*** Das freie Wort.** Die bekannte Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort“ (Frankfurt a. M., Neuer Frankfurter Verlag G. m. b. H.) zeichnet sich durch Freimuth und originelle Behandlung aktueller Themat aus, für die sie eine Reihe angelegener Autoren herangezogen hat. Sie wird von Max Henning im Geiste ihres Begründers, des verstorbenen Carl Sanger, fortgeführt und ist auf dem besten Wege, sich immer mehr Freunde und Anhänger zu erwerben.

An unsere Leser

richten wir ebenso höflich als dringend die Bitte, uns von jeder Unregelmäßigkeit in der Zustellung des Blattes sofort Nachricht zu geben, da wir nur dann im Stande sind, Abhilfe zu schaffen.

Expedition des „Wiesbadener General-Anzeiger“

Residenz-Theater.

Direction: Dr. phil. H. Rauch.
Donnerstag, den 18. September 1902.
Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig.

Alt-Heidelberg.

Schauspiel in 5 Aufzügen von Wilhelm Meyer-Förster.
In Scene gesetzt von Dr. H. Rauch.

Karl Heinrich, Erbprinz von Sachsen-Karlsburg	Rudolf Bartal.
Staatsminister von Haugl, Excellenz	Otto Kienkerf.
Hofmarschall Freierich von Passarge, Excellenz	Hans Stum.
Kammerherr Baron von Wiegand	Albert Rosenow.
Kammerherr von Breitenberg	Herzmann Kunz.
Dr. phil. Jüttner	Theo Ober.
Eng. Kammerdiener	Paul Otto.
Graf von Alsterberg	Gustav Schulze.
Karl Hilz	Mar. Reibburg.
Kurt Engelbrecht, vom Corps Sachsen	Paul Wegland.
Wing	Robert Schulze.
von Wedell, Sago-Borussia	Hans Wildemay.
Hüder, Gastwirth	Frank Bild.
Frau Hüder	Gerdy Walden.
Frau Dörfel, deren Tante	Clara Krause.
Käthe	Alte Rauch.
Kellermann, Corpsdiener	Alwin Langer.
Schülermann, Palaisien	Richard Schmidt.
Ganz	Georg Albre.
Meuter	Karl Rahn.

Mitglieder der Heidelberger Corps Bandalla, Sago-Borussia, Saxonia, Giesopholis, Rheinania, Suevia, Kammerherrn, Offiziere, Musikanten.
Zwischen dem 2. und 3. Aufzuge liegen vier Monate, zwischen dem 3. und 4. Aufzuge zwei Jahre.
Nach dem 2. und 3. Acte finden größere Pausen statt.
Der Beginn der Vorstellung, sowie der jedesmaligen Acte erfolgt nach dem 3. Glodengehen.
Anfang 7 Uhr. — Ende 10 Uhr.

Freitag, den 19. September 1902.

Abonnements-Vorstellung. Abonnements-Billets gültig.

Einquartierung.

(Le billet de logement.)

Schwan in 3 Acten von Antony Mars, in deutscher Bearbeitung von Benno Jacobson.
In Scene gesetzt von Dr. H. Rauch.

Goldene Medaille Paris 1899.

Brüche. Unfälle.

Das beste in Bruchbandagen.

Mein Bruchband ohne Feder kann bequem Tag und Nacht getragen werden und ist von vielen med. Autoritäten betreff Vorzüglichkeit lobend anerkannt worden. Zahlreiche Dankschreiben.

Fertige nach Maß meine Spezial-Bruchbandagen, Leib-, Vorfall- und Rabelbandagen für jeden Leidenden an. Hochachtungsvoll

J. A. Saenger, Bruchsal (Baden).

Ich zeige Muster und nehme Bestellungen entgegen am: 19. September in Wiesbaden im Hotel Quellenhof, Nerostraße.

NB. Die Herren Aerzte werden höf. gebeten, meine Bandagen anzusehen und w. Interessenten an mich weiter zu wollen. 4924

Landbutter, so lange Vorrath, 80 und 27 1/2 Pf.
J. Schaab, Grabenstr. 3.

Nur 1 Mark
odert eine Ia Feder in eine Taschenuhr, Reiningen 1.50. Gar. 2 Jahre!
G. Spies, Uhrmacher u. Goldarbeiter, Grabenstr. 9.

Gartenrestaurant u. Cafe z. Klostermühle
in 10 Min. bequem durch die Bahnstraße oder den Wald zu erreichen
Täglich zum Cafe frische Waffeln.
Schöner Ausflugsort für Vereine. — Radfahrstation. 4879

Trauringe Goldwaaren u. Uhren

in massiv Gold von 5 M. an.

durch Ersparniß hoher Ladenmiete zu äußerst billigen Preisen.

Fritz Lehmann, Juwelier.

Langgasse 3, 1. Etage, kein Laden, Langgasse 3, 1. Etage.



* Tägliche Unterhaltungsbelleage des „Wiesbadener Generalanzeiger“. *

Auf der Bühne des Lebens.

Roman von Max von Weißenthurn.



Fortschegung.

„Sie haben aber Kugeln, welche in den Lauf passen, auf dem Schlosse?“

„Ja.“

„Wer hat dieselben in Verwahrung?“

„Ich, mein Herr.“

„Und wo heben Sie die Kugeln auf?“

„In einer Schublade im Billardzimmer.“

„Ist dieselbe verschlossen?“

„Ja, und ich habe den Schlüssel in Gewahrsam.“

„Ist derselbe Ihnen kürzlich abhanden gekommen?“

„Nein, Herr!“

Der Richter sah überrascht aus; die Geschworenen warfen sich bedeutsame Blicke zu; Leroi stand vollkommen ruhig und gefaßt da; die leichte Verlegenheit, welche er anfangs an den Tag gelegt hatte war gänzlich von ihm gewichen.

„Haben Sie die Kugel gesehen, welche den Tod des Verbliebenen verursacht hat?“

„Ja, Herr.“

„Ist es eine von denen, welche sie in der verschlossenen Schublade aufbewahren?“

„Es scheint eine derselben zu sein.“

„Sie vermögen das aber nicht mit Bestimmtheit anzugeben?“

„Nein, Herr Richter!“

„Bemerken Sie an dem Schlosse der Schublade, in welcher Sie dieselben verwahren, Außergewöhnliches, was darauf hinweisen könnte, daß man dieselbe gewaltsam gesprengt habe?“

„Nein, Herr.“

„Und der Schlüssel ist stets in Ihrem Besitz gewesen?“

„Ja wohl.“

„Wie könnte dann die Kugel, wenn sie wirklich eine von jenen ist, welche Sie in der Schublade aufbewahren, aus derselben herausgekommen sein?“

Der Zeuge überlegte sichtlich, ehe er antwortete:

„Es gibt nur eine Möglichkeit—“

„Und die wäre?“

Das Interesse, welches das Verhör hervorrief, steigerte sich von Minute zu Minute; auf allen Gesichtern las man deutlich den Ausdruck der Spannung. Selbst Graf Eskdale sah mit einer gewissen Unruhe zu dem Manne hinüber und die Augen des Grafen von Cheveley waren unverwandt auf ihn gerichtet. Nur Barbara sah gesenkten Blickes; ihr Antlitz schien in Stein gehauen zu sein, so starr und regungslos nahm es sich aus, und Johannes Francis gestand sich unwillkürlich, daß er noch nie ein schöneres aber wohl auch noch kein bleicherer Antlitz gesehen habe.

Es war eine unheimliche Pause, während welcher der Zeuge zauderte, ehe er sich aufraffte, um zu erwidern:

„Vor einigen Tagen — mein Gebieter, der Graf von Cheveley, wird sich noch daran erinnern — wurde ich in das Billardzimmer beschieden, um den Herrschaften die dort befindlichen Waffensammlung zu zeigen. Bei dieser Gelegenheit — ich entsinne mich dessen ganz deutlich — zeigte ich auch die in Rede stehende Pistole nebst den dazu gehörigen Kugeln und mehrere der anwesenden

Nachdruck verboten.

Herrn erklärten, es seien dies die kleinsten Kugeln, welche sie jemals gesehen hätten.“

„War der Verbliebene ebenfalls dabei zugegen?“

„Ich vermag mich dessen nicht mit Bestimmtheit zu entsinnen. Daß der Herr Graf zugegen war, weiß ich.“

„Waren vielleicht auch Damen anwesend?“ fragte Mr. Derrington weiter.

„O, ja, mehrere.“

„Sind Sie im Stande, dieselben zu nennen?“

„Meine Frau Gräfin war zugegen und — der Diener stochte einen Augenblick und fügte dann eilig hinzu: „Ich kenne die Namen der übrigen Damen nicht.“

Mr. Derrington schwieg einen Moment, dann warf er anscheinend achtlos hin:

„Entsinnen Sie sich zufällig, ob Fräulein Hatton dabei gewesen ist oder nicht?“

„Ja, Herr Richter“, entgegnete der Mann, indem er einen Blick zu Barbara hinüberwarf, als wollte er diese um Entschuldigung bitten, daß er gesprochen; das junge Mädchen aber hatte seine Worte kaum oder gar nicht gehört.

„Die Anwesenden nahmen die Kugeln in die Hände, um sie zu betrachten, oder sie nach Form oder Schwere zu prüfen, nicht wahr?“

Der Zeuge bejahte.

Wenn bei jener Gelegenheit eine oder mehrere Kugeln abhanden gekommen wären“, forschte der Richter weiter, „würden Sie das bemerkt haben?“

„Nein, es sind deren zu viele, als daß man es beachten könnte wenn davon auch zwei oder drei fehlen.“

„Sie haben den Verbliebenen nicht gekannt?“

„Nein Herr Richter, ich sah ihn auf Schloß Darley zum ersten Male in meinem Leben.“

„Haben Sie wahrgenommen, daß der Todte zu irgend Jemandem im Schlosse in einem feindlichen Verhältnis stand?“

„Nein; ich hatte auch keine Gelegenheit dazu. Ich begegnete ihm allenfalls einmal im Vorübergehen, sonst nicht.“

„Haben Sie ihn an dem Abend des Tages gesehen, an welchem er ein tragisches Ende nahm?“

„Ja, Herr Richter, auf der Bühne!“

„Später nicht?“

Der Zeuge verneinte und der Richter erklärte das Verhör mit dem Kammerdiener für beendet, worauf dieser mit einer leichten Verneigung in den Hintergrund des Zimmers zurückkehrte.

Eine momentane Pause entstand.

Einer der Geschworenen hatte sich erhoben und war an Mr. Derrington herantreten, mit welchem er eifrig sprach, worauf dieser leise einige Worte an Graf Cheveley richtete, der ihn für zwei, drei Sekunden mit starrem Ausdruck ansah, um sich dann dem schönen Mädchen zu nähern, welches noch immer regungslos wie in Stein gehauen, in dem alterthümlichen, geschnitzten Armstuhl lehnte.

Ein selbes Geflüster ging durch die Reihen der Versammelten und Aller Augen richteten sich auf Barbara Hatton, die langsam die dunklen Augen aufschlug und dem Grafen von Cheveley matt zulächelte; dann richtete sie sich auf und wandte, seiner Fragen gewärtig, dem Vorsitzenden ihr stolzes Antlitz zu, das Nichts von dem Elend verrieth, welches ihr Inneres erfüllte und ihre Seele vor der kommenden Stunde wie vor einem gährenden Abgrund zurückbeben ließ . . .

XXVIII. Kapitel.

Eine verhängnißvolle Aussage.

Nichter Derrington beugte sich mit einer Art übermäßiger Geschäftigkeit, welche fast an Verlegenheit erinnerte, über Akten, welche er in Händen hielt. Wie immer auch seine Ansicht sein mochte, offenbar wurde es ihm schwer, Barbara zu verhören, die völlig unbewegt dasaß, die Dinge erwartend, die sich nun ereignen mußten. Endlich, nach einer peinlichen Minute, hob er den Blick empor und das Verhör begann.

„Sie waren mit dem Verbliebenen bekannt, Fräulein Hatton?“ eröffnete der Richter seine Fragen.

Barbara neigte bejahend das Haupt.

„Wo haben Sie ihn kennen gelernt?“ forschte Mr. Derrington.

„Ich lernte ihn hier kennen.“

„Sie haben, bevor Sie auf Schloß Darley mit ihm bekannt geworden, niemals mit ihm gesprochen?“

„Nein, niemals.“

„Haben Sie ihn auch früher niemals gesehen?“

„Gesehen, allerdings.“

„Darf ich fragen, wo?“

„In Sturton, wo er im Theater spielte.“

„Erkannten Sie ihn wieder, als Sie in Darley mit ihm zusammentrafen?“

„Ja, ich hatte ihn auf der Bühne zu wiederholten Malen gesehen.“

„Haben Sie viel mit ihm verkehrt während der Zeit seines Aufenthaltes im Schlosse Darley?“

In Barbara's Antlitz suchte es merklich.

„Ja, ich verkehrte viel mit ihm“, gestand sie gleich darauf mit vollster Ruhe zu.

„Wie ist das gekommen?“

„Ich hatte eine bedeutende Rolle zugewiesen bekommen in dem Stücke, welches wir aufführen sollten, und er war der Impresario.“

„Hatten Sie jemals Veranlassung, privatim mit ihm zu konversiren?“

„Ja“, entgegnete Barbara mit fester Stimme, obwohl ihr zu Muth war, als ob ihre Lippen erstarren, ihr Herz stillstehen müsse.

„Bezog Ihre Unterhaltung mit ihm sich lediglich auf das Spiel?“

„Nein.“

„Können Sie mir mittheilen, wovon dieselbe handelte? Sie müssen die scheinbare Zudringlichkeit meiner Fragen entschuldigen, gnädiges Fräulein, aber es ist meine Pflicht, mich so genau als möglich zu informieren.“

„Er sprach über vollkommene Privatangelegenheiten mit mir“, versetzte das Mädchen, indem sie den Blick frei und offen auf Mr. Derrington richtete. „Es handelte sich um Dinge, die uns ganz allein betrafen und für keine Menschenseele außerdem von Interesse sein konnten.“

Die Geschworenen wechselten rasche Blicke untereinander und der Graf von Elsbale trat beunruhigt um einige Schritte näher.

„Ihre Gespräche betrafen Sie allein?“ fragte Mr. Derrington mit einiger Verlegenheit. „Sie müssen schon verzeihen, gnädiges Fräulein, wenn ich mich mit dieser Antwort ganz unmöglich zufrieden geben kann. Laut der Aussage mehrerer Mitglieder des Haushaltes auf Schloß Darley weiß ich, daß Sie sich fast beständig in der Gesellschaft des Herrn Walter Bryant befanden und daß man Sie einmal wenigstens lange mit ihm im Park gesehen haben will.“

„Es ist die Wahrheit“, erwiderte Barbara, in deren Augen zum ersten Male trotz dieser mit fester Stimme abgegebenen Erklärung eine gewisse Wangigkeit zu Tage trat.

„Man hat mir ferner mitgetheilt, daß Sie mit dem Verbliebenen allein ausgefahren sind. Versteht auch diese Angabe auf Wahrheit?“

„Sie ist vollkommen wahr.“

„Man sagte mir, daß noch am Abend vor seinem Tode er mit Ihnen in dem gedeckten Glasgang des Schlosses eine lebhaftere Unterhaltung gehabt habe. Überlegen Sie auch diesen Punkt nicht?“

„Nein, er ist vollständig richtig“, entgegnete Barbara leise und mit offenbar steigender Nengstlichkeit.

„Ist daraus der Schluß zu ziehen, daß Sie auf intimen Fuße mit dem Verbliebenen verkehrten?“

„Nein“, erwiderte Barbara, mit sichtlich Anstrengung bemüht, ihre Aufregung zu beherrschen, „wir standen durchaus nicht auf intimen Fuße zu einander, aber ein unglücklicher Zufall, wie es ja deren im Leben gibt, hatte Herrn Walter Bryant in den Besitz eines Geheimnisses gelangen lassen, mit dessen Veröffentlichung er mir unausgesetzt drohte.“

Es war ein seltsames, gewagtes Zugeständniß, welches das Mädchen mit ihren Worten machte, und aus ihren Lippen war jede Spur von Farbe gewichen. Aller Augen richteten sich auf sie, theils mit dem Ausdruck der Ueberraschung, theils mit jenem der Neugierde, sowie des innigsten Mitgefühls. Sie aber sah nur das Antlitz des Grafen von Elsbale, der sich zu ihr niederbeugte und leise einige Worte mit ihr sprach.

„Er hatte Ihnen also gedroht?“ forschte Richter Derrington weiter, während Anatole Bryant plötzlich aufstand und dunkle Röthe in seine Wangen stieg vor Empörung über das unwürdige Benehmen seines Bruders.

„Ja“, erwiderte Barbara ruhig.

„Sie wollten also nicht, daß das Geheimniß, dessen Mitwiffer er war, bekannt würde?“

„Es war eben ein Geheimniß“, erwiderte das junge Mädchen mit mattem Lächeln.

„Welches Ihnen Schaden gebracht hätte, sobald es an das Licht der Oeffentlichkeit gedrungen wäre?“

„Ja“, versetzte Barbara. In demselben Moment überkam sie plötzlich das Bewußtsein, daß die Zuhörer diesen ihren Worten eine seltsame Deutung geben könnten, und sie fing zu zittern an, während sie in den Stuhl zurückfiel und in hilfbedürftiger Fassungslosigkeit den Richter anstarrte. Aber eben so schnell hatte sie ihre Fassung wiedergewonnen und raffte sich auf.

Graf Elsbale war indeß Nichts von Dem entgangen, was Barbara bewegt hatte, und schnell war sein Entschluß gefaßt.

„Darf ich mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit einen Augenblick in Anspruch zu nehmen?“ wandte er sich mit der ihm angeborenen Liebenswürdigkeit an den Richter. „Das Geheimniß, von welchem meine Adoptivtochter spricht, ist eine Familienangelegenheit, die für gar Niemanden von Interesse sein kann, außer für uns. Meine Tochter fürchtete, daß, wenn dieselbe bekannt würde, dies mir Unannehmlichkeiten bereiten würde, und deshalb versuchte sie, Herrn Bryant zum Schweigen zu veranlassen. Graf Cheveley wird, ich bin davon überzeugt, jeden Moment bereit sein, diese meine Aussage zu bestätigen.“

„Es bedarf dessen nicht, Mylord“, entgegnete Richter Derrington mit höflicher Verbeugung. „Ihre Aufklärung genügt mir vollständig; Fräulein Hatton aber muß ich bitten mir noch einige Fragen zu beantworten.“

Ein momentanes Schweigen entstand, dann sprach Barbara leise und vernehmlich:

„Ich stehe zu Diensten, Mr. Derrington.“

Er sah sie mit einem scharfen Blick an; es entging ihm nicht, daß eine seltsame Veränderung in ihren Zügen vorgegangen war, und er hatte den Eindruck, als empfinde sie Furcht vor den weiteren Fragen, welche er möglicher Weise an sie stellen könne. Sie unverwandt ansehend, begann er:

„War die Unterredung, welche Sie in dem Glasgange mit Herrn Walter Bryant hatten am Abend vor seinem Tode, die letzte?“

„Sie war es“, entgegnete Barbara nach einer Sekunde des Zögerns.

„Sie sahen ihn aber natürlich später noch?“

„Ja, ich sah ihn während des Spieles.“

„Nicht im Verlauf des Balles?“

„Nein.“

„Haben Sie den Ballsaal verlassen?“

„Ja.“

„Sie tanzten, wenn ich nicht irre, zuletzt mit dem Grafen von Keith?“

„Ja, ich fühlte mich sehr matt und angegriffen und wir begaben uns nach dem eichengetäfelten Zimmer, um dort frische Luft zu athmen.“

„Graf Keith ließ Sie dort zurück?“

„Ja“, entgegnete sie mit trockenen Lippen; die Nennung dieses Namens erschütterte sie bis in die tiefste Seele.

„Sie blieben nicht dort?“

„Nein, ich begab mich in mein Zimmer, wechselte dort meine Toilette und kehrte dann zu der Gesellschaft zurück.“

„Wie lange mögen Sie von dem Ballsaal fern geblieben sein?“

„Ich weiß es nicht.“

(Fortsetzung folgt.)

Seit einem Vierteljahr hatte sich der junge Dr. Goebel bereits als Arzt etabliert, aber in seinen Sprechstunden hatte er noch niemand anders gesprochen, als seine alte Aufwärterin, und die Besuche, deren er sich entledigte, galten weniger den Patienten, als den ungeduldrigen Mäntigern. Dagegen war seine Nachtklingel stark in Anspruch genommen, allerdings nicht bei Nacht, sondern am Tage, wenn die Schüler des nahen Gymnasiums aus der Schule heimkehrten. Sobald Dr. Goebel aus dem Fenster sah, waren die Attentäter verschwunden.

Nun, Zeit hatte der junge Arzt genug, wie er diesem Uebelstande abhelfen könne, auszufinnen. Und eines Tages rief er mit mephistophelischem Lächeln: „So muß es geh'n. Zwei Fliegen mit einem Schlage!“ Er schlug durch den Knopf der elektrischen Nachtglocke einen Nagel, so daß die Spitze ein wenig nach außen hervorragte.

Nachdem am andern Tage die Schule aus, als der Arzt ein schwaches Klingeln seiner Glocke vernahm, dem gleich darauf ein herzzerreißendes Gebrüll folgte. In einem Nu war Dr. Goebel unten.

„Sei nur still, mein Sohn,“ tröstete er den weinenden Quartaner, der sich den eingeschlagenen Nagel in die Daumenspitze getrieben hatte, „komm zu mir herauf, ich werde Dir die Wunde verbinden.“

Das geschah denn und der Junge wurde mit dem Bedenken entlassen, am andern Tage wiederzukommen. Der Arzt hatte noch eine ganze Stunde mit solchen Daumenpatienten zu thun. Später erschienen die Eltern der Kinder, um ihren Dank auszusprechen und das Honorar zu überbringen. So begann Dr. Goebel ein bekannter Arzt zu werden. Die Nachtglocke wurde bald nur des Nachts gezogen, während die Schüler bei Tage um sie herum einen großen Umweg machten.

Ueberlistet.

Der Strohbauertoffel hatte einen Prozeß gewonnen und in der ersten Aufwallung seiner Freude seinem Advokaten als Extrahonorar zwei saftige Schinken versprochen. Als er jedoch die Rechnung des Advokaten durchsah, bereute er sein Versprechen, und er sann nach, auf welche Weise es angehen möchte, dem Advokaten die Schinken nicht zu geben. Er vertraute dem ob seiner Pfliffigkeit bekannten Zipselpeter dieses Vorhaben an und erbat sich einen Rath.

„Weißt, was D' machst?“ meinte der Zipselpeter, „Du schlachtest auffällig Dein Schwein und hängst es im Garten hinten auf. Abends gehst D' mit einem vertrauten Knecht hinter, nimmst das Schwein herein und am nächsten Morgen erhebst D' ein lautes Geschrei, das Schwein sei Dir gestohlen word'n!“

„Famos, bravo!“ rief der Strohbauertoffel, „wenn mir's Schwein gestohlen wird, brauch' ich auch keine Schinken zu liefern. Sollst ein paar tüchtige Stück Pötsfleisch kriegen, Zipselpeter!“

Am nächsten Tag schlachtete der Toffel das Schwein, und das ganze Dorf gratulirte ihm zu der Kapitulation. Als er jedoch Abends mit einem Knecht in den Garten kam, um das Schwein hereinzuholen, war dasselbe verschwunden.

„Donnerwetter!“ brüllte der Strohbauertoffel, „da hat Jemand das Schwein gestohlen — Teufel, Teufel!“ und rannte flugs zum Zipselpeter.

„Was hast denn?“ trat ihm dieser harmlos entgegen. „'s Schwein ist weg.“

„Leuchte der Toffel, „ein Gauner hat mir's Schwein gestohlen — ich bin zu Grund' g'richtet.“

„Bravo,“ sagte Peter, „grad' so mußt's machen dem Advokaten gegenüber, dann muß er's glauben!“

„Aber nein, 's ist wirklich gestohlen worden — wirklich,“ eiferte Toffel.

„Immer besser so — immer besser, 's wird geglaubt werden auf's Wort.“

Der Strohbauertoffel mochte reden, wie er wollte, der Zipselpeter lobte ihn jedes Mal, so daß er schließlich verzweiflungsvoll davonrannte.

Der Advokat hat keine Schinken bekommen, der Strohbauertoffel trauerte um sein Schwein und der Zipselpeter aß fast jeden Tag — Pötsfleisch!

Der alte, verwitterte Sepp hatte einen Sohn, Namens Anton, der drinnen in der Reichshauptstadt bei den Garde- dragonern stand. Längst hätte er ihn schon mal besucht, denn der Anton hatte ihm geschrieben, daß Berlin eine sehr schöne Stadt sei, — aber das theure Eisenbahngeld. Eben stand der Sepp wieder hemdsärmelig auf seiner Wiese und wendete das frischgemähte Gras. Fern im Westen ging die Sonne in ein Flammenmeer unter. Der ganze Himmel flammte bluthroth und die Wiese, die Bäume und die Häuschen des Dorfes strahlten die Röthe zurück, aber der Sepp sah es nicht. Er hörte auch nicht den Gesang der Vögel, das Zirpen der Grillen, das Rauschen des Wassers und den Gesang der hübschen Rathi. Nein, er dachte nur an Berlin. Da kam gerade der Herr Pfarrer vorüber und rief ihn an: „Na, Sepp, wie geht's?“

Der Bauer fuhr auf und rückte die Mütze von einem Ohr auf das andere: „Gut, Hochwürden, das Wetter ist schön, die Heuernte wird gut und die Schecke hat gefalbt!“ „So! Und was macht denn der Anton drinnen in Berlin?“

„Dem geht's auch gut, denn ich habe ihm vorgestern eine Wurstliste geschickt.“

„Wollt' Ihr ihn denn nicht 'mal besuchen?“

Der Sepp kraute sich hinter dem rechten großen Ohr, nahm die qualmende Pfeife einen Augenblick aus dem schiefen Mundwinkel und sagte dann: „Das schon, Hochwürden, aber die Eisenbahn, wenn nur die Eisenbahn nicht so theuer wäre.“

Der Pfarrer lächelte: „Na, so schlimm ist das ja nicht, Sepp; Ihr müßt Euch nur eine Rückfahrkarte nehmen.“

„Eine Rückfahrkarte?“ Der Bauer machte große Augen und wiederholte leise noch einmal.

„Ja, da ist die Fahrt viel billiger. — Und nun guten Abend, Sepp.“ Der Pfarrer ging langsam weiter und der Sepp stand mit dem Rechen in der Hand müßig da und dachte an Berlin und an die Rückfahrkarte. — — —

Und der Sepp war wirklich in Berlin gewesen, hatte seinen Sohn besucht und die großen, schönen Häuser angetraunt. Wenige Tage später trat ihn der Pfarrer wieder auf der Wiese und rief ihn an: „Guten Abend, Sepp! Na, wie war's in Berlin?“

„Schön, Hochwürden — aber die Eisenbahn war doch recht theuer.“

„Theuer? Habt Ihr denn keine Rückfahrkarte genommen, Sepp?“

Der Bauer lächelte verschmüht und sagte dann: „Gewiß, Hochwürden! Hingzu eine — und zurück auch wieder eine.“

Der Pfarrer machte nur: „Sooo — hm — hm.“ Dann ging er schnell weiter, und der Sepp wühlte wieder mit seinem Rechen im Heu umher, daß es nur so hin und her flog. Mit einer Rückfahrkarte ist er aber nie wieder nach Berlin gefahren.



Dann allerdings.

Anna: „Hast Du deinen Heirathsantrag angenommen?“

— Bertha: „Nein.“ — Anna: „Wie thöricht! Er hat Vermögen und würde einen guten Gatten abgeben.“

— Bertha: „Ganz schön, aber er hat mir bis jetzt keinen Antrag gemacht.“

Enttäuscht.

Zimmerherr: „Heute habe ich mich wirklich über Ihren Kaffee gefreut, Frau Müller!“ — Wirthin (freundlich): „Na, wieso denn?“ — „Er war nämlich so dünn, daß er jetzt schlechterdings nicht mehr dünner werden kann!“

Vorzügliche Chance.

A.: „Ich habe jetzt eine Stelle in einer Pulvermühle.“

— B.: „Da solltest Du nun dauernd bleiben, alter Junge, da hast Du eine Chance, Dich eines Tages hoch empor zu schwingen.“

Keine Sorge.

Bärtliche Mutter: „Aber, Friß, das Kind hat Dein Ohr im Munde und wird sie verschlucken.“ — Friß: „Keine Sorge, Marie! Ich habe ja die Kette in der Hand. Die Uhr



Ersteint
jeden
Donnerstag



Der ... Humorist

Frei-Beilage

... zum ...

Wiesbadener General-Anzeiger



Nr. 37.

Donnerstag, den 18. September 1902.

17. Jahrgang.

Hufeland's Makrobiotik.

Die Kunst durch zweckmäßige Lebensweise ein hohes Lebensalter zu erreichen.

Willst leben froh und in die Läng'
Sei in der Jugend hart und streng
Genieße alles, doch mit Maas
Und was Dir schlecht bekommt, das laß.

Die Luft, Mensch, ist Dein Element,
Du lebstest nicht von ihr getrennt,
Denn täglich in das Freie geh'
Und besser noch auf Bergeshöh'!

Bewege täglich Deinen Leib,
Sei's Arbeit, oder Zeitvertreib,
Zu viele Ruh' macht Dich zum Sumpf,
Sowohl an Leib und Seele stumpf.

Iß mäßig stets und ohne Hast,
Daß Du nicht fühlst des Magens Last,
Genieß' es auch mit frohem Muth
Dann gibt es ein gesundes Blut.

Befleiß'ge Dich der Reinlichkeit,
Luft, Wäsche, Bett sei oft erneut;
Denn Schmutz verdirbt nicht nur das Blut,
Auch Deiner Seel er Schaden thut.

Dein Tisch sei stets einfacher Art,
Sei Kraft mit Wohlgeschmack gepaart,
Mengst Du zusammen vielerlei,
So wird's für Dich ein Hefenbrot.

Die beste Nahrung ist das Brod,
Gib es uns täglich lieber Gott;
Denn jede Speise kann allein
Mit Brod Dir nur gedeihlich sein!

Das Fett verschleimt, verdaut sich schwer,
Salz macht scharf Blut und reizet sehr.
Gewürze ganz dem Feuer gleich,
Es wärmet, aber zündet leicht.

Fleisch nährt, stärkt und macht warm,
Die Pflanzenkost erstrafft den Darm,
Sie kühlt und eröffnet gut
Und macht dabei gesundes Blut.

Willst Du gedeihlich Fisch genießen,
So mußt Du ihn mit Wein begießen,
Den Käs iß nie im Uebermaß
Mit Brod zum Nachtiß taugt er was.

Das Obst ist wahre Gottesgab,
Es labt, erfrischt und kühlt ab,
Doch über Allem steht das Brod,
Zu jeder Nahrung thut es noth.

Mit Milch fängst Du Dein Leben an,
Mit Weine kannst Du es beschließen,
Doch fängst Du's mit dem Ende an,
So wird das Ende Dich verdröhnen.

Sehr reichlich ist das Wasserreich,
Es reinigt Dich und stärkt zugleich,
Denn wasche täglich Deinen Leib
Und bade auch zum Zeitvertreib.

Der Wein erfreut des Menschen Herz,
Zu viel genossen macht er Schmerz,
Er öffnet sträflich Deinen Mund
Und thut selbst Dein Geheimniß kund.

Der Brantwein nur für Kranke ist,
Gefunden er das Herz abfrißt;
An seinen Trunk gewöhn Dich nie,
Es macht Dich endlich gar zum Vieh.

Das Wasser ist der beste Trank,
Es macht fürwahr Dein Leben lang,
Es kühlt und reiniget Dein Blut
Und gibt Dir frischen Lebensmuth.

Schlaf ist des Menschen Pflegezeit,
Wo Nahrung, Wachsthum erst gedeiht,
Und selbst die Seel vom Tag verwirrt
Hier gleichsam neu geboren wird.

Willst schlafen ruhig und komplett
Nimm keine Sorgen mit ins Bett,
Auch nicht des vollen Magens Tracht
Und geh zu Bett vor Mitternacht.

Schläfst Du zu wenig wirst Du matt,
Wirst mager und des Lebens satt,
Schläfst Du zu lang und lebst es um,
So wirst Du fett, ja wohl auch dumm.

Vermeide allen Müßiggang
Er macht Dir Zeit und Weile lang,
Gibt Deiner Seele schlechten Klang
Und ist des Teufels Ruhebank.

Willst immer froh und heiter sein,
Denk nicht, es könnte besser sein,
Arbeite, bet', vertrau auf Gott
Und hilf dem Nächsten in der Noth.

Halt Deine Seele frei von Haß,
Reiz, Zorn und Streites Uebermaß
Und richte immer Deinen Sinn
Auf Seelenruh' und Frieden hin.

Willst sterben ruhig ohne Scheu,
So lebe Deiner Pflicht getreu,
Betracht den Tod als einen Freund,
Der Dich erlöst und Gott vereint.

Nachdruck verboten.

Ein Riesen-Gaunerstreich.

Westamerikanische Humoreske von Anselm Hatter.

Die beiden benachbarten Städte Georgetown und Garfield waren in kurzer Zeit zu Wohlstand gelangt, fast so rasch wie die in der Nähe eines reichen Goldlagers emporgewachsenen Orte. Hier aber bestand das Goldlager in fetten Weiden, auf denen eine erfolgreiche Rinderzucht betrieben werden konnte und auch betrieben wurde. Die beiden Städte waren nur etwa 2 Kilometer von einander entfernt, jedoch durch eine schluchtenreiche Bergpartie getrennt. Weil aber dadurch der Besuch von einer Stadt in die andere nicht erschwert worden wäre, so war dies durch die Nebenbuhlerschaft der Orte geschehen, welche schließlich zu einer entschiedenen Feindschaft führte, sodaß ein Bewohner der Stadt Georgetown es unter seiner Würde hielt, einen Fuß auf den Boden von Garfield zu setzen, und umgekehrt.

Der Verkauf von Häuten, die Fabrikation von Corned Beef, sowie die weitere rationelle Ausnützung ihrer Herden hatten in den beiden Orten Reichthum und Wohlhabenheit erzeugt, und so war dort auch alles entstanden, was man für Geld haben kann, vor allem Vergnügungs-Etablissements und Wirthshäuser, und einzelne der letzteren hatten sich, wie es in dieser Gegend nun einmal Mode ist, zu Spielhöllen entwickelt, diese hatten aber professionelle Spieler in Menge angelockt.

Frank und Hamilton waren solche Spieler, die es mit der Ehrlichkeit nicht sehr genau nahmen. So lang man ihnen nicht auf die Finger sah, hatten sie Glück und gewannen Summen, die ihnen für längere Zeit ein gemächliches Leben gestatteten hätten. Aber es ist das Verhängniß der Spieler, daß sie nicht zur rechten Zeit aufhören können. Als man sie scharf zu beobachten anfang, und sie ihre Spielertouren nicht mehr anwenden konnten, zerrann ihnen das Gewonnene unter den Fingern, und so saßen sie eines Tages mit finsternen Mienen in einer jener verräucherten Goldbuden, welche sich Salons nennen, und benutzten die letzten Centstücke um einen Whisky zu trinken.

„Ich wüßte schon, wie man wieder zu Geld kommen könnte“, begann Hamilton, der zu den eingeborenen Georgetownern gehörte, d. h. er hatte vor etwa 5 Jahren die Stadt gründen helfen.

Frank blickte ihn ohne besonderen Ausdruck von Hoffnung stumpfsinnig an.

„Du weißt, oder da Du hier fremd bist, weißt Du es vielleicht nicht, daß es das Ideal der beiden Städte Georgetown und Garfield war, zur gehörigen Ausnützung ihrer Rinderherden ein Schlachthaus zu besitzen. Sie fingen auch gleichzeitig an, eins zu bauen, aber die Garfielder hatten das Unglück, daß das ihre abbrannte, als es im Gerüst dastand. Die Gemeinde hatte sich dort noch nicht über die Anlage eines zweiten Schlachthauses einigen können, da die alten maßgebenden Greise nicht zugeben wollen, daß man eine Anleihe aufnehme, welche nöthig wäre, um die neuen erforderlichen Kosten zu decken. Inzwischen ist das Schlachthaus in Georgetown fertig geworden, Du hast es wohl gesehen, es steht hinter Browns Salon.“

„Aha, das Ding, das wie ein Leierkasten aussieht. Ich habe mich schon gewundert, wie es so plötzlich dahin gekommen ist. Vor einer Woche sah ich dort noch nichts.“

„Du bist eben blind, so lange Du vom Spielteufel besessen bist. Da haben die Leute herausgefunden, daß das Schlachthaus an seinem früheren Standorte im Frühjahr vom Fluß überschwemmt werden müßte. Natürlich wollten sie ihr theures Eigenthum schützen, setzten das ganze Schlachthaus auf Rollen, spannten eine große Dampfmaschine vor und transportirten es nach dem anderen Ende der Stadt, und jetzt liegt es auf dem Wege

nach Garfield. Genau so, als ob sie es unserswegen dahin geschafft hätten.“

„Unseretwegen?“

„Begreifst Du denn noch immer nicht? Die Garfielder wünschen sich ein Schlachthaus, haben aber keins. Wenn nun jemand zu ihnen hingehet und sagt, ich bin in der Lage, ihnen ein Schlachthaus zum halben Preise, ja, halb umsonst anzubieten —“

„Und dann sollen sie es sich von hier holen?“ lachte Frank ungläubig.

„Denke nicht daran. Wir bringen es ihnen hin. Für den Fall, daß der jetzige Standort für das Schlachthaus sich wieder nicht eigene und verändert werden sollte, haben sie die Dampfmaschine noch für einige Tage drangelassen. Nun, ich habe mich auch mal als Heizer einer Lokomotive versucht, und ich verstehe, mit so einem Ding umzugehen. Ich bringe es sicher nach Garfield.“

„Ohne Schienen?“

„Ohne Schienen! Es wird zwar verteuert langsam gehen, und wir werden für die kurze Strecke die halbe Nacht brauchen, aber ich bringe es hin.“

Frank grübelte noch eine Weile und sagte dann:

„Und warum ziehst Du mich in's Vertrauen? Du bist doch sonst nicht der Mann, der ohne Noth theilt?“

„So begreife doch, ich bin in Georgetown wie in Garfield bekannt. Dich aber kennt man dort herum nicht. Du kannst als Reisender in Schlachthäusern auftreten. Mich würde man dort auslachen und sofort erkennen, daß irgend ein Scherz dahinter steckt.“

Nach längerem Hin- und Herreden wurde man einig. Frank verfeinerte seine Toilette dadurch, daß er diejenigen Kleidungsstücke des gleich großen Hamiltons anlegte, die in besserem Zustande waren als die seinen. Dann begab er sich sogleich auf den Weg zum Mayor von Garfield und machte ihm seine Offerte in Schlachthäusern.

„Sie müssen wissen, Sir“, sagte er zu dem arg schnaufenden kleinen biden Herrn, „daß eine große Firma in Chicago, welche Schlachthäuser baut, Bankrott gemacht hat. Meine Firma hat nun das ganze vorhandene Lager aufgekauft und reist damit herum.“

„Mit fertigen Schlachthäusern?“ fragte der Mayor, die Augen aufsperrend.

„Jawohl, vor jedes Schlachthaus haben wir eine Lokomotive gespannt. Das hat wohl Kosten verursacht, aber wir sind unsere horrend billigen Schlachthäuser unterwegs reichend los geworden, sodaß wir schließlich nur ein einziges übrig behielten. Wir boten es den Georgetownern an, aber die haben ja bereits ein neues gebaut.“

„Das stimmt“, sagte der Mayor, verdrießlich die Miene verziehend.

„Aber den Aerger hätten Sie sehen sollen, als wir ihnen unser Schlachthaus, das viel schöner und billiger ist als das ihre, anboten. Sie wollten uns auch noch das unerzogene ablaufen, nur damit Ihre Stadt es nicht kriege, Herr Mayor, aber wir sollten noch acht Tage warten, bis sie das Geld zusammen haben, und dazu haben wir keine Zeit. Soeben telegraphirte mir unsere Firma, daß sie ebenfalls von einem bankrotteten Hause Feuerwehrehäuser mit der gesamten Ausstattung angekauft habe. Ich sollte den Rest meiner Schlachthäuser billig absetzen und dann sofort zurückkehren.“

„Und wo haben Sie Ihre Schlachthäuser?“ fragte der Mayor gespannt.

„Es befindet sich bereits auf dem Wege hierher, und wenn Sie es nicht kaufen sollten, ziehe ich weiter damit.“

Der Mayor beschloß, die Angelegenheit sofort dem Gemeinderath vorzulegen, den er zusammenberufen ließ, und man wurde schließlich dahin handelsmäßig, daß die Gemeinde das Schlachthaus für 1000 Dollar kaufen sollte. Von dieser Summe sollte der Verkäufer die Hälfte erhalten, sobald die Käufer das Schlachthaus besichtigt und es ihren Zwecken entsprechend gefunden hätten. Die andere Hälfte sollte gezahlt werden, sobald das Haus an dem dafür bestimmten Platz stehe. Man kam ferner überein, daß der Transport um Mitternacht stattfinden sollte, da, wie Frank angab, bei der herrschenden Hitze der Platz auf der heißen Dampfmaschine nur während der Nacht erträglich sei. Zu einer bestimmten Stunde sollte der Mayor mit einigen Gemeindegliedern dem Transport auf halbem Wege entgegenkommen, um die Besichtigung vorzunehmen.

Frank kehrte frohen Muthes nach Georgetown zurück und die beiden Spitzbuben warteten das Dunkel der Nacht ab. Georgetown lag in tiefem Schlafe, nur in der Ferne aus einigen Spielhöllen tönte noch der gedämpfte Lärm betrunkenen Gäste hinüber.

Das neue Schlachthaus war heute gerade eingeweiht worden, und die kühnen Unternehmer fanden es mit Blumen begrenzt. Es

bestand in seiner jetzigen recht einfachen Gestalt außer dem Bodenraum aus drei Räumen, von denen zwei dem Schlachten des Viehes dienen sollten und einer alle zur Fabrication von Fleischwaaren geeigneten Apparate enthielt.

Das Haus war aus Balken zusammengefügt, die Zwischenräume mit Moth gefüllt, das ganze mit Mörtel verputzt, so daß die Einrichtungen werthvoller waren, als der ganze Bau selbst.

Hamilton untersuchte die Maschine, die mit dem Haus zusammengeköpelt war.

„Es sind genug Kohlen da“, sagte er, „um den Transport bis zur Hälfte des Weges zu bewerkstelligen.“

„Bis zur Hälfte? — Ich dachte doch —“

„Nein, allzulange aufhalten dürfen wir uns nicht, denn die Georgetowner können uns auf den Fersen sein, ehe wir Garfield erreicht haben. Wir dürfen daher auch nicht viel Zeit verlieren. Rasch an die Arbeit.“

Mit äußerster Vorsicht setzte Hamilton die Dampfmaschine in Bewegung und langsam, schneidengleich froh der gewaltige Transport dahin.

Eine Stunde etwa mochte dieser gedauert haben, als plötzlich aus dem Innern des Gebäudes Lärm ertönte. Schreckensbleich starrten sich die beiden Gefährten an.

„Daß Du aber nicht daran dachtest, das Innere zu durchsuchen“, warf Frank dem andern vor.

„Wie konnte man das ahnen!“ entgegnete Hamilton finster, horchte aber aufmerksam hin. „Es scheint nur einer zu sein. Daß der sich aber früher nicht meldete! — Da kommt er heraus.“

Ein Mann stürzte mit dem Rufe heraus:

„Was geschieht hier? Wo bin ich?“

„Der Mann ist mir nicht bekannt“, brummte Hamilton, „hoffentlich kennt er mich nicht. — Wer sind Sie denn?“ fragte er von der Lokomotive herabspringend und ihm voller Ruhe entgegnetend.

„Die Georgetowner Fleischer“, gab der Angeredete Bescheid, „haben heute bereits alle Apparate probiert, geschlachtet und Wurst fabrizirt. Morgen soll die Arbeit fortgesetzt werden. Mich aber haben sie für die Nacht zum Wächter bestellt.“

„So, so, lieber Freund“, sagte Hamilton, einen Revolver ziehend, „wir können Sie aber hier nicht brauchen. Einstweilen“, er setzte ihm den Revolver auf die Brust, „verhalten Sie sich einmal ruhig, und die Hände hoch! So! Und nun, Frank, sieh einmal nach, ob sich nicht ein paar Stride im Schlachthaus vorfinden.“

Während das arme Opfer zitternd verharrte, suchte Frank nach dem Gewünschten, brachte aber nichts als eine Schürze zum Vorschein.

„Das wäre alles“, sagte er, „wenn man nicht die kleinen Strickenden, an denen die Vorder- und Hinterviertel hängen, sowie die Bindfäden, an denen die Würste baumeln, zusammenknüpfen will.“ —

„Wir verlieren zu viel Zeit“, unterbrach ihn Hamilton, „zunächst hilf mir dem Manne die Hände binden. Dazu reicht die Schürze aus. Auf ein paar gehörige Knoten verstehe ich mich.“

Das Opfer konnte einen Hilfschrei nicht unterdrücken.

„Noch einen Laut“, sagte Hamilton, „und Du hast ein paar Loth Blei im Magen. Uebrigens werden wir Dir bald den Mund stopfen. Frank, schleppe einmal ein paar Hinterviertel und ein paar Würste heraus.“

Der arme Wächter wurde auf die Erde gelegt, jedes seiner Beine an ein Hinterviertel gebunden, — dazu reichten die Stricke schon aus — und schließlich steckte ihm Hamilton eine Wursthälfte so in den Mund, daß er diesen weder öffnen, noch schließen konnte.

Sie schleppten ihn in eine Felspalte hinauf, ließen ihn da liegen und setzten ihren Weg fort.

Bald kamen sie an eine steile Steigung des Hohlweges, welche die Dampfmaschine nicht überwinden konnte. Hamilton brachte sie zum Stillstande und sagte:

„Geben wir uns keine unnütze Mühe! Hier können wir die Leute erwarten. Uebrigens müssen wir die Zeit ausnützen, um möglichst alle Spuren davon zu beseitigen, daß das Schlachthaus schon in Gebrauch genommen worden ist.“

Raum waren sie damit fertig geworden, alle Fleischwaaren in der Nähe des Wächters aufzuhäufen, als sie auch schon die Stimmen der herannahenden Garfielder hörten. Diese hatten kaum geglaubt, daß das günstige Angebot Frank's wirklich einen reellen Hintergrund haben werde, und waren um so mehr erfreut, als sie das Schlachthaus nun wirklich vor sich sahen. Neugierig leuchteten sie mit der Laterne zur Thür hinein, jedoch Hamilton, durch den Rauch geschwärzt, — auch das Dunkel der Nacht verhinderte, daß man ihn erkannte — erklärte, daß man keine Zeit zu verlieren habe. Die Lokomotive könne die Steigung nicht überwinden, und es sei nöthig, die Garfielder Gemeindelokomotive herauf zu holen, um auch diese vorzuspannen. Die Garfielder befanden sich ebenfalls im Besitz einer solchen Maschine, welche bei der mitunter

nothwendigen Verlegung von Gebäuden ein nothwendiger Ausrüstungs-Gegenstand solcher westamerikanischen Gemeinden ist.

Außerdem bestand Frank aber darauf, daß der Mayor ihm schon jetzt die Hälfte des ihm ausbedungenen Kaufpreises bezahle, da sie ja vereinbart hatten, daß dies bei der ersten Besichtigung des Hauses geschehen soll.

Der vorsichtige Mayor hatte auch die 500 Dollars bereits zur Stelle, und nachdem er sie Frank gegen Quittung eingehändigt hatte, begab er sich mit seinen Gefährten zurück, um die zweite Lokomotive zu holen.

Als sie wieder nach dem Hohlweg kamen, die schnaufende Maschine mit sich führend, fanden sie wohl das Schlachthaus mit der davor gespannten Maschine, aber keine Spur von den beiden Verkäufern. Während sie noch rathlos dastanden, in's Innere des Schlachthauses drangen und dort mit Verwunderung die Spuren frischer Thätigkeit wahrnahmen, hörten sie Stimmen von der anderen Seite. Sie sahen die Georgetowner mit Laternen und Fackeln bewaffnet, ihnen entgegenkommen.

Dem Wächter war es nämlich gelungen, sich seiner Fesseln zu entledigen, und er war gerade Wegs nach Georgetown gelaufen, um dort Marm zu schlagen.

Nun standen die beiden Parteien da, die einen, um einzusehen, daß sie um ihre 500 Dollars geprellt waren, die anderen, um mit Mülhe ihr Schlachthaus zurückzuführen. An eine Verfolgung der beiden Spitzbuben in dem schluchtenreichen Gebirge war nicht zu denken.

„Heimgeschicht.“

Unter diesem Titel veröffentlicht die „Straßb. Post.“ folgenden bisher unbekannte Gedicht von Theodor Kerner, dem greisen Sohne Justinus Kerners, der sich bis in hohe Jahre die Frische des Geistes bewahrt und dem man die treue Erhaltung des Dichtheims in Weinsberg zu verdanken hat:

Ich lag im Bett um Mitternacht,

Das Zimmer hellte Mondenschein,

Ich wollte eben schlafen ein.

Da klopf's an meine Thüre lach,

Ich hör't's genau und rief: Herein!

Und leif, wie eine Kage schleicht,

Wenn sie nachts auf den Maussang geht,

Nacht geisterhaft es meinem Bett,

Und vor mir stand, kahl, weißgebleicht,

Der Tod als schenklisches Skelett.

Schon streckte er nach mir die Hand,

Da sprang ich aus dem Bette behend:

„Du Himmelherrgottsaframent!“

Rief ich und warf ihn an die Wand,

„Bei mir geht deine Macht zu End!“

Ich faßte derb ihn am Genick,

Hieb fest auf seinen Schädel ein,

Es schlotterten ihm Arm und Bein,

Es knackte bei ihm Stück um Stück.

Ich schüttelt' ihn und nicht gar fein.

Dann stieß ich ihn zur Thür hinaus;

„Wann wieder Hieb' willst, komme nur,

Salunk, Mörder der Natur!“

Laut heulend flog er aus dem Haus —

Mit solchem Lump spricht man Fraktur!

Des Vegetarianers Trost.

Ich singe keine Trauerweise,

Steigt auch das Fleisch mal hoch im Preise,

Mir macht die Theu'ring keine Schmerzen,

Mir liegt kein einz'ges Schwein am Herzen.

Mir wird so weh', mir wird so wohl,

Denk' ich an einen Topf voll Kohl; —

Denn alle fleischlichen Gelüste,

Sind doch nur eine theure Kiste!

Unser Stolz.

Ich hatte zwar schon lange

Gewaltigen Respekt

Vor einem gewissen Gange,

Der nun mal in uns steckt.

Ich habe dieselbe Meinung

Bei Andern auch bemerkt.

Jetzt hat die neu'ste Erscheinung

Mich noch darin bestärkt.

In einem Tügelstangel
 Berlins ertönt ein Lied,
 Das — wie ein Wurm an der Angel —
 Die Fische nach sich zieht.
 Wenn unter solchem Zeichen
 Ein „Wert“ ins Leben tritt,
 Dann quaten in allen Teichen
 Die fettsten Frösche mit.

Jetzt quillt aus jedem Munde
 Der Hauptstadt liebster Sohn.
 Ich glaube, sogar die Hunde
 Schon bellten den „kleinen Sohn“.
 Begeistert miauen die Katzen
 Gar eine Cohn-Trilogie
 Und auf den Dächern die Spazier
 Sie piepen die Cohn-Melodie.

Die Hauptstadt hat vergessen
 Das Kind, das sie gebär.
 Wir aber freuen uns dessen
 Seit einem Vierteljahr.
 Mitunter dauerts lange,
 Ob die Eröb'ung glückt.
 Doch sind wir erst im Gange,
 Dann geht es wie ver-zückt.

Wie spendet man opferwillig
 Den geistigen Tribut.
 Zumal, wenn man so billig
 Am Mäusenbusen ruht.
 Verbannt ist die Misere,
 Die einst uns Auf verließ,
 Seitdem wir die „Atmosphäre“
 Stets aus Berlin beziehen.

Es zieht durch alle Straßen
 Der Dunst des „kleinen Cohn“.
 Denn geistreich ohne Maßen
 Ist Beides: Text und Ton.
 Er nimmt nach allen Seiten
 Zugleich den Siegeslauf
 Und drückt den stolzen Zeiten
 Den geistigen Stempel auf.

Ihr Dichter mit euerm Ringen,
 Nehmt ein Exempel dran,
 Lernt, wie man vor allen Dingen
 Viel Geld verdienen kann.
 Und ihr, ihr Dichter des Tones,
 Laßt ab von euerm Bemühen
 Und lernt vom Sänger des „Cohn“ es,
 Aus Notizen „Noten“ zu ziehn.

Der Dümme wird endlich schlauer
 Und lauscht dem Pulsschlag der Zeit.
 Es lebe der Gassenhauer,
 Den Mäusen der Straße geweiht!
 Ich preise aber weiblich
 Das ganze Cohn-Bacchanal
 Und den Kunststimm erkläre ich eiblich
 Für über-phänomenal. —

Wau-Wau.

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Der Erfinder.

Der Schuhmachermeister Otto Hartwig scheint ein sehr ingenieüser Kopf zu sein. Hartwig erfindet die schwierigsten Dinge, löst mit Leichtigkeit die kniffligsten Probleme. Fast täglich lief er zum Patentanwalt, der seine Erfindungen zum Patentieren anmelden sollte. — Hartwig muß wohl dem Anwalt R. mit seinen Erfindungen nicht sonderlich imponiert haben, denn R. hat seinen Klienten des Hausfriedensbruchs wegen angeklagt.

Nichter: Sie sind der Schuhmachermeister Hartwig?

Angeklagter: Ja bin et selber. Aber mit der Schusterei ha' ich nicht mehr wille in Sinn, ich erfinde nämlich fast 'n ganzen Dach. Von frieh bis an Umb, um in de Nacht kann ich ooch nich schlafen, da erfinde ich dei Weste.

Nichter: Na, das ist ja gewiß sehr schön. — Aber das kommt hier nicht zur Sache. Sie haben, trotz der Aufforderung des Herrn Patentanwalts R. dessen Büroräume nicht verlassen, sondern in denselben einen großen Lärm gemacht? Ist das wahr?

So ist det nich. — Der Mann hat ja keene Ahnung, wie man mit der Kunstschafft reden soll, um wie man so'n juten Kunden, wie ich eener war, behandeln muß. Det könnte er von mir noch

lern', wenn ich ooch nich uf't Humminashum, uf die hohe Schule 10 west bin. — Also, wie ich gleich von vornerein jesacht habe, bin ich 'n trocker Zeist als Erfinder. Passen Se man acht, mir hau'n se nochmal aus, um setzen mir uf 'n Dönhoffplatz neben 'n ollen Stein. — Wie ich det erschte Mal wat erfunden habe, war't aus Zufall. Ich hatte mir nämlich mit de Nale in Finger jepiekt, det's Blut man so jesslossen is. Da ha't mir aus Leder uf jeden Finger een Hütchen jekonstruirt, det de Nale nicht gleich uf't nackte Fleeßch kam, aber mit de Dinger konnte man nich jut arbeiten, badrum ha't se nich patentieren lassen. Det erschte Mal jing ich zu Herrn R. mit 'ne Maschine, die ich mir ausjedacht hatte. Et war 'ne Hummischuhanzieh-Maschine. Det war 'ne Schachtel, so troß wie 'ne Hutschachtel. An de Seiten war'n vier Haken angebracht. Wenn man nu den Hummischuh rinstellt in de Schachtel, un de Haken an de Haken hängte, denn mußte sich doch der besaachte Hummischuh ausweiten, det is doch klar wie Erbsensuppe. Dann war't also 'n Kinderspiel mit den Fuß rin zu komm' in de Hummischuh, wenn er nich zu kleen war, oder wenn der Fuß nich zu groß war. Det stimmt doch? Also de Maschine drage ich hin. Da lachte er mir mit aus. Dann hatte ich 'ne Rücken — frage — maschine erfunden. Die war so: Man legt sich 'n Riemen um 'n Hals, ganz lose naterlich so, det de beeden Enden vorne runter baumeln. Hinten runter hängen zwee Bersten, eene scharfe und eene feine. Nu zieht man an de vorderen Enden an den Riemen, dann müssen doch de Bersten immer den Rücken lang fraken, det is doch richtig? Un praktisch? Nich wahr? Un denken Se blos an, det ganze Personal lief zusam'm un alle lachten mir mit aus, un Herr R. meente, ich sollte mit meine nächsten Erfindungen wo andersch hinjehen. Det hielt ich for Spaß. Denn wie ich mein' wasserbüchsen Luftballon aus Kalbleder erfunden hatte un mit de Zeichnung davon hintam, da sah er sich die jar nich erst an, sondern saachte, ich sollte ihn nich stören mit meine Dämlichkeiten, ich sollte machen, det ich rauskäme. Aber det bhat ich nich. Nee, so leichte nich. Ich saachte ihm, et wär doch sein eigener Vorthail, wenn er sich de Zeichnung mal ankiekte, un et wär 'ne ganze Umwälzung von Verkehr, un wat man so allens saacht. Aber er war nich zu beweisen, sich mein' Kalbleder-Luftballon ansanderklavieren zu lassen. Er meente ejal wech, ich sollte machen, det ich raus käme. Un wie ich nochmal anjing, von mein Kalbleder-Luftballons zu sprechen, saachte Herr R., ich hätte 'mol 'n Sonnenstich un ich wäre total verrückt, mit'n Torfwagen ieberjesfahren un ich sollte mit den nächsten Buch nach Dalldorf. Det hielt ich nu für 'ne Beleidigung. Un wie ich mir nu dajegen affleh'n will un ihn davon ieberzeigen, det ich sojar sehr sinnig un nich ieberjesfahr'n bin, da klingelt er, un zwee junge Leute kommen rin, die mir an beede Arme fassen un rauschmeißen woll'n. Denken Se, die ha'm mir rausjekriecht? Jott bewahre! Ich stemmte mir mit 'n Rücken jejen de Wand un habe den Herrn R. erscht meine Meinung gesaacht un nich zu knapp. Er wäre zu dusslich dazu, meine Erfindung zu östimieren. Det ha't 'n jesaacht, un denn sloch ich aber doch schließlich raus.

Der Angeklagte wird wegen Hausfriedensbruchs zu drei Tagen Gefängnis verurtheilt.

Angeklagter: Doch jut. Denken Se, da mach' ich mir wat draus? Nich in de Tüte. Da ha't Zeit, meine neue Erfindung fertig zu machen, det is nämlich eene Hühnerooogen-Erweichungs-Maschine.

Der Angeklagte wird sanft hinausgedrängt.



Der kleine Verräther.

Ältere Schwester: Schmaße doch nicht so beim Essen, Willy, das ist doch unanständig.

Willy: So? Du schmaßest ja auch, wenn Dir was schmeckt!

Schwester: Ich? was fällt Dir ein?

Willy: Na ja, zum Beispiel, wenn Dich der Herr Affessor küßt oder gar der Herr Leutnant!

Verjchnappt.

Sie: Wie konnten Sie sich erlauben, mich zu küssen, während ich in der Hängematte lag und schlief?

Er: Ich habe Ihnen doch nur ein kleines Küßchen geraubt.

Sie: (empört): Lügen Sie nicht! Ich habe bis neun gezählt, ehe ich aufwachte.

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Bommert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur, Moritz Schaefer, Wiesbaden.